

Angekommen in einer vierten Welt

Steinige Wege



Karlheinz Günter Ortmann

# Angekommen in einer vierten Welt

Steinige Wege

Verlag Traugott Bautz

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-  
ten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Einband: Georg Andris, Limlingerode

Illustrationen: Karlheinz, Günter Ortmann

Die Handlung ist frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit noch lebenden oder bereits verstorbenen  
Personen sind rein zufällig und vom Autoren nicht beabsichtigt.

Verlag Traugott Bautz GmbH  
99734 Nordhausen 2013  
ISBN 978-3-88309-835-7

## **Inhaltsverzeichnis**

Vorwort	7
Ein schnelles Ende	8
Auf der Flucht	24
Nachkriegsjahre, echte und falsche Fünfziger	44
Veränderungen – unruhige Sechziger	108
Ruhige Siebziger – neue Aufgaben	114
Unruhige Zeiten, ein Ende und ein Anfang	123
Schlusswort	137



## Vorwort

Diese Erzählung ist der Wiedervereinigung Deutschlands gewidmet. Alles auf dieser Welt kann man unwiederbringlich trennen. Ein Volk nicht. Mögen auch Jahre und Jahrzehnte vergehen, mögen die Menschen den unterschiedlichsten Bedingungen und Umständen ausgesetzt sein, mögen sie sich anpassen oder sich damit abfinden. Ein Volk bleibt ein Volk. Es vereint Sprache, Geschichte und Kultur, Sitten und Bräuche. Die Menschen sind mit einander verwandt oder zumindest bekannt. Sie teilen Freude und Leid.

Man hilft sich in der Not, trauert gemeinsam und feiert freudige Ereignisse in fröhlicher Runde. Mögen diese Menschen noch so unterschiedlich im Charakters sein.

Sie vereint der Glaube an die Zukunft, der Glaube an Menschlichkeit und an Gerechtigkeit, vielleicht auch der Glaube an Gott.

Verständnis, Respekt und gegenseitige Achtung sind ein unabdingbarer Teil der menschlichen Kultur.

Die Achtung anderer Völker, Respekt und Verständnis vor deren Geschichte, Kultur, Sitten und Bräuchen, sind notwendig und wichtig. Ein gegenseitiges Verstehen, ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Hätte man diese menschlichen Grundsätze nicht verletzt und gröblichst missachtet, gäbe es dieses Buch nicht.

Das wäre wohl besser so.

Den Menschen dieser Welt wäre viel Kummer, Not, Leid und Elend erspart geblieben.

Krieg, als Entscheidung, Probleme mit Waffengewalt zu lösen oder sie überhaupt mit Gewalt zu lösen, ist die schlechteste Entscheidung.

Denn, es gibt nach allen möglichen oder unmöglichen Ereignissen immer ein **Danach**. Möge das Heute noch so schlimm und grausam sein, das **Danach** wird schlimmer und grausamer.

Wer sich in sein Problem verliebt, ist nicht mehr in der Lage, es zu lösen.

Ich wünsche meinen Lesern Verständnis und vielleicht auch etwas Nachdenklichkeit bei der Lektüre dieses Werkes.

**Karlheinz Günter Ortman**

Autor

## Ein schnelles Ende

Auf einer mit Baumwuchs bedeckten Anhöhe steht, um sich schauend, ein deutscher Soldat. Sorgenvoll fällt sein Blick in ein langgestrecktes wohlgeformtes Tal, dessen Berghänge von Fichten bewachsen sind. Der Wald lichtet sich ab und zu und wird von jüngerem Baumwuchs unterbrochen. Ein kleiner Fluss schlängelt sich bis zum Ende des Tales und verschwindet hinter einer Biegung. Direkt neben dem Flösschen verläuft die Landstraße.



Dieser Anblick erinnert ihn an seine Heimat, die er verlassen hatte, um in den Krieg zu ziehen. Er wusste nicht was Krieg ist, wusste nicht, was das für Not und Elend bedeutet. Das sollte er aber in seinem Leben noch erfahren.

Der junge Mann verließ seine Heimat und seinen Betrieb, in dem er ein geachteter Mitarbeiter war, nicht aus Abenteuerlust oder vielleicht nur um die Welt kennen zulernen und schon gar nicht um andere Menschen zu töten oder ihnen Schaden zuzufügen. Nein, das war nun weiß Gott nicht so.

Nachdem seine Mutter in jungen Jahren verstarb, als er noch ein Kind war, kam eine neue Frau ins Haus.

Alles wurde anders, das zu Hause war für ihn kein zu Hause mehr. Die Fürsorge und Liebe der leiblichen Mutter fehlten. Das strenge und alles bestimmende Auftreten der neuen Mutter konnte auch sein Vater nicht unterbinden. Manchmal hatte Franz den Eindruck, er war dieser Frau völlig hörig und ließ alles über sich ergehen. So kannte Franz seinen Vater nicht.

Er wurde ihm von Tag zu Tag fremder.

So suchte er Freunde, Kameraden und ein neues zu Hause.

Das alles fand er bei den Soldaten. Unterkunft, Essen, Trinken und Freundschaft. Natürlich ersetzte das alles kein Elternhaus, aber was sollte man tun?

Diese Gedanken gingen ihm in wenigen Minuten durch den Kopf und das sollte im Laufe seines Lebens noch öfter vorkommen. Wer weiß schon,



was das Schicksal und vielleicht auch der liebe Gott so alles für den Lebensweg eines Menschen bereit hält.

Einige Meter von dem immer noch stehenden Unteroffizier entfernt, hockten am Boden zwei ältere Männer und drei Jungen, eigentlich noch Kinder. Dieses seltsam anmutende Grüppchen kam aus der nahegelegenen Ortschaft, einem kleinem Bergdörfchen. Sie wurden dem Unteroffizier zugeteilt um die nahenden amerikanischen Truppen aufzuhalten. Es war Krieg.

Seit Tagen hatten sie im Wald Bäume geschlagen, Stacheldraht ausgerollt und

Panzersperrn auf der Straße errichtet.

Sie erledigten das so gut es ihre Kräfte zuließen, nun war die Arbeit getan. Ob jemand unter ihnen war, den seine Arbeit befriedigte, wusste niemand zu sagen.

Jetzt standen da seltsam aussehende und so gar nicht in diese idyllische, friedliche Landschaft passende Gestelle, die sogenannte Panzersperren. Dem Unteroffizier war klar, dass diese Bemühungen eigentlich völlig umsonst waren. Die Amis würden darüber lachen und sie mit ihren Panzern einfach überrollen. Weg waren sie. Was nützten aber alle Gedanken und Überlegungen? Er hatte einen Befehl auszuführen. Da gab es nichts herum zu meckern. Beim Militär ist das nun einmal so.

Der Unteroffizier drehte seinen Kopf ein wenig zur Seite und schaute zu dem Grüppchen. Einige hockten in unveränderter Stellung am Boden, die zwei alten Männer hatten sich inzwischen auf eine kleine Bank gesetzt, die dort an eine große Buche gelehnt stand. Vielleicht hatten sie einmal Holzfäller für sich oder für Wanderer errichtet. Sein Blick schweifte über die Leute und richtete sich wieder in die Ferne. Dabei dachte er: „Die Männer waren für den richtigen Krieg zu alt und die Jungen noch zu jung. Nun hat man sie doch raus gejagt!“

Der Ortsbauernführer des nahe gelegenen Bergdörfchens hatte das auf Befehl des Parteikreisleiters zu organisieren.

Die Stille der Natur wurde von verhaltenem Vogelgezwitscher begleitet. Es war ein seltsam ruhiger Tag. Der letzte Schnee war verschwunden, man konnte schon das erwachen der Natur spüren. Als in der Ferne ein leises Summen zu hören war, wusste der Unteroffizier was das zu bedeuten hatte. Einen Augenblick zögernd, dann drehte er sich um und schritt auf die Gruppe zu. Wenige Meter vor dem Bänkchen blieb er stehen, schaute auf die alten Männer und sagte in ruhigem aber bestimmten Ton:

„Nehmt euere Sachen und geht nach Hause, es ist aus, vorbei, Schluss!“ Ein unausgesprochenes „Gott sei Dank“, hätte man in diesen Worten noch vermuten können.

Die Männer schauten den Unteroffizier an, mit Blicken die man nur schwer deuten konnte. Sie hatten in ihrem Leben schon zu viel erlebt, als das man ihnen Erstaunen, Verwunderung, Freude oder Angst anmerken konnte. Es vergingen einige Augenblicke, niemand sagte ein Wort. Der Soldat stand ruhig in lockerer Haltung vor den Männern. „Nun geht schon“ sagte er. Langsam erhoben sich die Männer, nahmen ihre Sachen auf und begannen sich in Bewegung zu setzen. Einer schaute noch einmal zu dem Unteroffizier. Der Blick der Männer richtet sich nun auf den Hügel, hinter dem das Dorf lag. Sie schritten zügig voran. Der Soldat sah ihnen einen Augenblick nach und dachte: „Das letzte Aufgebot.“ Bald sind sie wieder bei ihren Familien, gut so.

In zwischen war das Summen in der Ferne merklich lauter geworden. Man konnte es deutlich als Motorengeräusche erkennen.

Die ganze Zeit standen die drei Jungen regungslos neben der Bank. Der Unteroffizier schaute in ihre Milchgesichter und sagte mit lauter, fester Stimme: „Und ihr, haut endlich ab, verflixt noch mal! Hier gibt es nichts mehr zu tun, verschwindet!“

Die Jungen begannen, rückwärts gehend, sich langsam zu entfernen, Schritt für Schritt, wurden dann schneller, drehten sich ruckartig nach vorn und liefen was das Zeug hielt, hinter den alten Männern her.



Der Unteroffizier stand nun allein neben dem Holzbänkchen, es war nur das Summen der Motoren in der Ferne zu hören. Langsam ging der junge Mann zu einer Stirnseite der Bank, kniete nieder und begann mit beiden Händen das faulige Laub zur Seite zu streichen. Er grub mit den Fingern eine kleine Grube in den Waldboden, vielleicht eine Handlänge tief, klopfte danach die Hände leicht gegen einander, so dass die feuchte Erde abfiel. Er erhob sich langsam und öffnete seine

Pistolentasche. Mit der rechten Hand zog er die Waffe heraus. Es war eine Mauser Modell 1932. Die Waffe lag in seiner ausgestreckten Hand. Er schaute einige Augenblicke darauf. Gedanken, Erinnerungen gingen ihm durch den Kopf. Sein erster Heimaturlaub, sein Onkel und Lieblingspate Albert erschien vor seinen Augen.

Am Ende des Urlaubs, beim Abschied hatte er ihm die Mauser in die Hand gedrückt, mit den knappen Worten: „Soll dir Glück bringen Junge und komm gesund wieder!“ Franz, damals noch nicht im Range eines Unteroffiziers, hatte dieses Geschenk nie als Waffe angesehen. Es war für ihn ein Erinnerungsstück an die Heimat, ein Andenken an Patenonkel Albert. Mit der Heimat verbanden ihn nicht viele gute Erinnerungen. Seine Kindheit, seine Jugend hatte er immer in der zweiten Reihe erlebt, oft zurückgesetzt, oft gedemütigt. Als Franz gerade zwei Jahre alt war verstarb seine Mutter. Die harten Jahre als Fabrikarbeiterin, die ungesunde Luft und das kärgliche Leben hatten sie an Tuberkulose erkranken lassen. Schnell siechte sie dahin und niemand konnte helfen. Nach einigen Jahren kam eine neue Frau ins Haus, eine junge schöne Frau. Bald schon war die Frau schwanger und eines Tages erblickte ein Bruder, ein Stiefbruder, als neues Familienmitglied, das Licht der Welt. Von Stund an war Franz, seine Probleme, seine Fragen, Nebensache. Er zog sich immer mehr in sich zurück. Seine Tante Pauline, die Schwester seiner verstorbenen Mutter, wurde zum Anlaufpunkt für ihn und nahm die Mutterstelle ein. Bald verbrachte er mehr Stunden des Tages bei der Tante, als im Elternhaus. Oft kam es vor, dass er nicht mehr zu Hause schlief. Anfangs kamen noch Fragen, später auch das nicht mehr. War er da, war es gut, wenn nicht, war es auch gut. Der Junge bemerkte sehr wohl die Gleichgültigkeit der Eltern. In seinem tiefsten Inneren entwickelte sich ein Gefühl von Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit, wie man es kaum beschreiben kann. So vergingen die Jahre.

Franz wuchs heran. Ein stattlicher junger Mann war aus ihm geworden. Während seiner Lehrzeit erwarb er sich viele handwerkliche Fähigkeiten, war fleißig, höflich und bescheiden. Man mochte ihn gut leiden. Der Werkstattmeister, Herbert Momdey, war ihm gut gesonnen. Ansonsten war er ein strenger Mann, jedoch der Charakter, das ganze Wesen von Franz, hatten den Veteranen des ersten Weltkrieges, wohl gesinnt gestimmt. Ging der Meister an der Werkbank vorbei, an der Franz gerade seine Arbeit erledigte, schaute er oftmals eine Weile zu, klopfte ihm dann leicht auf die Schulter und sprach: „Gut, Junge, gut machst du das. Aus dir wird mal was. Du hast den Marschallstab im Gepäck!“

Bei diesen Worten musste Franz immer lächeln. Er konnte sich den unersetzten, etwas plump wirkenden Mann absolut nicht als Soldat in geschneigelter Uniform vorstellen.

Uniformen, ja Uniformen konnte man jetzt öfter sehen. In der nahen Stadt aber auch im Heimatdorf.

Die Zeit hatte sich verändert und mit ihr auch die Menschen. Alles war unruhiger, eine Art Aufbruchstimmung. Aber wo hin, um Gotteswillen, wollte man aufbrechen? So wie die Welt war, so war sie nun eben einmal, seit ewigen Zeiten. Und doch hatte sich vieles verändert. Propagandaleute und Kriegswerber waren unterwegs. Sie versprachen all das, was Franz die ganzen Jahre vermissen musste. Fürsorge, Geborgenheit. Die Wehrmacht, dein zu Hause!

Als der Ausbruch des 2. Weltkrieges bevorstand und die Propagandaleute ihre Arbeit taten gab es für Franz nur eine Entscheidung. Er meldete sich als Kriegsfreiwilliger, als sogenannter Zwölfender. Es war nicht Krieg und Gewalt was Franz suchte. Keinesfalls, denn er war von Natur aus nach seiner Mutter geraten, ein gutmütiger friedlicher Mensch. Er suchte Freunde, Kameraden, ein Ersatz für ein zu Hause - all das hatte ihm viele Jahre gefehlt.

Not und Elend des Krieges, das sinnlose Sterben, die Angst der Menschen, die Zerstörungen, all das hatte man nicht erwähnt bei den Propagandaveranstaltungen.

Dieser letzte Gedanke ließ Franz wieder in die harte Wirklichkeit des Augenblicks zurückkehren.

Die Motorengeräusche in der Ferne waren nicht wesentlich lauter geworden. Vielleicht hatten die Amerikaner eine Marschpause eingelegt oder sie hatten ähnliche Panzersperren entdeckt, wie er sie mit seiner „Mannschaft“ seit Tagen errichtet hatte und waren vorsichtig geworden. Bei diesem Gedanken schien es fast als ginge ein leichtes Lächeln über sein Gesicht, denn ihm war die Wirkungslosigkeit dieser Sperren klar. Die Amerikaner wussten das vielleicht auch und lachten sich gerade halb tot darüber.

Nun ging alles sehr schnell. Die Mauser Pistole lag noch in seiner ausgestreckten Hand. Fest umfasste er den Griff der Waffe, führte den Lauf zu dem vorbereiteten Erdloch und drückte sie mit großer Anstrengung in den schwarzen Waldboden. Noch war der Boden leicht gefroren. Nachdem auch der Griff im Erdreich fast verschwunden war, füllte er mit beiden

Händen die Grube wieder voll, überdeckte sie mit dem fauligem Laub und erhob sich.

Ohne sich noch einmal umzusehen schritt Franz auf den Hügel zu, hinter dem das Dorf lag. Von seiner Mannschaft war weit und breit nichts mehr zusehen. Als er am Abhang an einer kleinen Schonung angekommen war, schnallte er sein Koppel ab, streifte die Pistolentasche herunter und warf sie in weitem Bogen in ein Gebüsch. Danach legte er das Koppel wieder an. Der militärische Drill saß immer noch. Die Uniform musste vollständig sein.

Im scharfen Schritt hatte Franz bald den Waldrand hinter sich gelassen und das erste Haus des Dorfes erreicht. Es lag so still und friedlich, fast malerisch da, so wie er es vor einigen Tagen bei seiner Ankunft und Quartiersuche vorgefunden hatte.

Das Dörfchen vor sich sehend, hielt Franz inne. Wieder schweiften seine Gedanken zurück. Die Bewohner des Hauses, ein Mann, der vom Alter her gut sein Vater hätte sein können und seine etwa ebenso alte Ehefrau begrüßten ihn bei seiner Ankunft vor einigen Tagen zunächst zurückhaltend.

Die ausgestreckte Hand schien der Mann gar nicht zur Kenntnis zu nehmen „Sie sind Familie Schubert?“ Auf den vorgezeigten Einquartierungsschein warf er einen kurzen Blick. Ohne weiteres und zögernd sagte er: „Kommen Sie!“. Erst jetzt bemerkte Franz, dass dem Mann die linke Hand fehlte. Dort wo normalerweise Handgelenk und Finger sind war nur ein vernarbter Stumpf.

Franz hatte im Verlauf der Kriegsjahre viel Leid und Elend erlebt. Er hatte verletzte und sterbende Kameraden gesehen, geholfen so gut es ging, auch selbst einiges abbekommen. Zimperlich war er weis Gott nicht. Das verlernt man in solchen Zeiten.

Der Anblick dieses Armstumpfes ging ihm aber doch seltsam nahe. Trotz der kurzen, wortkargen, fast widerwilligen Begrüßung empfand er Sympathie für den Mann. Sein faltiges sorgenvolles Gesicht, sein gebeugter Rücken und sein schleppender Gang ließen auf ein Leben voller Mühe, Sorgen und Plage schließen. Dennoch erkannte Franz an der Erscheinung des Mannes bereits in den ersten Minuten etwas Gutmütiges.

„Kommen Sie“, sagte der Mann. In seiner Verlegenheit und Bescheidenheit fiel Franz nur die Antwort ein: „Ich habe ein Befehl!“ „Ja, ja!“: sagte der Mann, den hatten wir auch. Sie schritten durch einen kleinen Flur, an der

schmalen Treppe zum Keller vorbei und kamen an der Wohnzimmertür an.

Als sie eintraten, sah Franz die alte Frau auf dem Sofa sitzen. Das Zimmer war nicht sehr groß, schlicht eingerichtet, machte aber einen gepflegten Eindruck. Bei diesem Anblick erinnerte sich Franz sofort an das Wohnzimmer seiner Tante Pauline im Heimatort. Der Schrank mit Glasteil, das Sofa, der runde Ausziehtisch, die zwei Sessel, es war fast als ob er Tante Paulines Zimmer betreten würde.

Seine Gedanken kehrten schnell wieder in die Gegenwart zurück, als die Frau die Eintretenden wahrgenommen hatte und sprach. „Treten Sie näher Herr Offizier und nehmen Sie Platz!“ Franz antwortete verlegen: „Nein, nein gute Frau ich bin kein Offizier!“

„Setzen Sie sich und entschuldigen Sie bitte, manchmal ist sie ein bisschen durcheinander“, sagte der Mann.. Als sie Platz genommen hatten und Franz sein Marschgepäck neben den Sessel, der ihm zugewiesen war, abgestellt hatte, herrschte geraume Zeit Stille im Zimmer.

Schließlich ergriff Franz das Wort und sprach mit verhaltener Stimme in die Stille hinein: „Wenn sie gestatten, möchte ich mich vorstellen und ihnen den Grund meines hier sein sagen!“

Er erhielt keine Antwort. Der Mann schaute in sich gekehrt vor sich hin, die Frau sah ihn einfach nur an.

„Ich habe den Befehl erhalten, unten im Tal auf der Durchfahrtsstraße Panzersperren zu errichten, sie sollen die anrückenden Amerikaner aufhalten!“

Seine Worte schienen bei den alten Leuten keine Reaktion auszulösen. Regungslos saßen sie da. Nach einiger Zeit sagte der alte Mann, fast flüsternd: „Wenn sie das tun müssen, dann tun sie es!“

Es war spät geworden. Die Nacht hatte Einzug in das kleine Dorf gehalten. Der Mann stand auf und sprach: „Ich zeige ihnen ihr Zimmer!“

Franz nahm sein Gepäck auf und folgte ihm in den Flur. Der Mann führte ihn die schmale Treppe hinauf zu den schrägen Dachkammern, öffnete eine der Türen und trat ein. Franz folgte ihm in das kleine, aber gemütlich und anheimelnd wirkende Zimmer. Kleiderschrank, ein Tisch, zwei Stühle und ein breites Bett. Auf dem Kommodenschrank stand ein Krug mit Wasser, eine Waschschüssel, Handtuch und ein Stück Kernseife lagen bereit. Das saubere, aufgeräumte Zimmer erweckte den Eindruck, als sei es lange Zeit nicht bewohnt aber immer wieder gepflegt worden. Der alte Mann hatte wohl die Blicke des Soldaten bemerkt und sprach: „Das war mal das Schlafzimmer unseres Sohnes!“ .Dabei bewegte er sich in Richtung Tür,



wendete sein Gesicht doch noch einmal Franz zu: „Er braucht es nicht mehr!“ Dann verließ er das Zimmer.

Franz war von der langen Anreise zu müde um weiteren Gedanken nach zugehen. Er machte sich kurz frisch, legte die Kleidung ab und verschwand im Bett. Ein tiefer, traumloser Schlaf ließ ihn die Probleme der Gegenwart vergessen. Erst am späten Vormittag erwachte er, rieb sich verschlafene Augen; stieg aus dem Bett und ging zur Wasserschüssel. Als er schließlich seine Uniform angezogen hatte, verließ er das Zimmer und stieg die schmale Treppe zum Flur hinab. Er sah, wie die Frau den Kopf aus einer Tür steckte und ihn heran winkte. Franz folgte ihrer Geste und betrat die Küche. Auf dem Tisch stand das Frühstück. Ein eher bescheidenes Frühstück. Brot, Butter, Käse, Malzkaffe, auf dem Herd hatte die Frau einige Spiegeleier in die Pfanne geschlagen. „Langen Sie bitte zu“, sagte sie. Franz war hungrig und ließ sich nicht lange bitten. Es schmeckte ihm, als wäre es das komfortabelste Essen der Welt. Und er langte kräftig zu. Während des Frühstücks fielen kaum Worte. Die Frage: „Haben Sie gut geschlafen?“ beantwortete Franz mit einem höflichen „Ja danke, sehr gut!“ Die Frau erzählte, dass der Mann hinaus in den Stall gegangen sei, um nachzusehen, ob die Hühner genügend Futter und Wasser haben. „Sie legen jetzt sowieso wenig Eier und der Weizen ist auch knapp!“

Franz hatte das Frühstück beendet, dankte und verabschiedete sich mit den Worten: „Ich muss jetzt zum Bürgermeister! Können Sie mir sagen, wo ich ihn finde?“

Die Frau beschrieb ihm den Weg, es war ganz in der Nähe, nur einige Häuser weiter. Als Franz beim Bürgermeister angekommen war und ihn begrüßt hatte, sprach dieser: „Sie sind sicherlich der Unteroffizier, der unten im Tal Panzersperren bauen soll und brauchen Leute! Ich habe schon Bescheid bekommen!“ „Ja wohl!“ antwortete Franz.

„Ja, wir können ihnen lediglich zwei ältere Männer und drei Jungen zur Verfügung stellen, mehr ist nicht drin!“ sprach der Bürgermeister.

„Das genügt, ich bin ja auch dabei und arbeite selbst mit. Sie müssten nur ein bisschen Werkzeug mitbringen, Hämmer, Sägen, Äxte. Stacheldraht und anderes Material soll in den nächsten Tagen angeliefert werden!“ sagte Franz. „Gut, die Leute stehen ab morgen früh zu ihrer Verfügung!“: „Ich danke Ihnen!“:

Franz machte eine kurze Grußerweisung und verabschiedete sich damit von Bürgermeister. Er schritt durch das kleine Dorf, an den letzten Häusern vorbei, den Hang hinauf. Die Landschaft erinnerte ihn an sein Hei-

matdorf. Tief atmete er die frische Waldluft ein. Als Franz auf dem Hügel angekommen war, schaute er hinab in das Tal und auf die Straße, wo in den nächsten Tagen die Arbeit zu verrichten war. „So ein Unsinn“, dachte er. „Hilft sowieso nicht.“ Mit sich selbst unzufrieden, begann er, die nähere Umgebung in Augenschein zu nehmen. Schaute sich nach Baumstangen um, die Verwendung finden könnten und stieg schließlich den Hang zur Straße hinab. Dort angekommen markierte er mit Steinen die Standorte der zukünftigen Sperren, schritt Entfernungen ab. Franz tat dies alles nicht hastig und in Eile, sondern ruhig und gelassen, eher missmutig. Dabei war die Zeit schnell vergangen und die Dämmerung zog schon ins Tal. „Jetzt wird es

Zeit zurück zugehen; sonst kommst du noch in die Dunkelheit und die Gegend kennst du auch noch nicht ausreichend“, dachte er. So machte er sich auf den Rückweg.

Es dunkelte, als er sein Quartier erreichte. Die Haustür war nicht verschlossen, wie bei seiner gestrigen Ankunft. Durch das Wohnzimmerfenster sah er einen schwachen Lichtschimmer. Franz trat in den dunkeln Hausflur, klopfte vorsichtig an die Wohnzimmertür und lauschte. Ein leises „Herein“ bewegte ihn dazu, die Tür vorsichtig zu öffnen. Als er diesmal in das Zimmer trat hatte er den Eindruck als würde er schon erwartet. Bei diesem Gedanken und dem Anblick der alten Leute im Kerzenlicht wurde es ihm warm ums Herz. In seinen Jugendjahren hatte ihn zu Hause eigentlich niemand so richtig erwartet. Er sagte den Abendgruß, die beiden Alten antworteten leise, aber nicht unfreundlich: „Sie kommen spät, es ist schon stockdunkel!“ sagte der alte Mann. „Ja“ antwortete er: „Ich habe mir die Gegend und die Landstraße schon mal angesehen. Der Bürgermeister hat mir für morgen Leute aus dem Ort zugeteilt und so kenne ich die Gegend schon ein bisschen!“ „Nun müssen Sie aber hungrig sein, kommen sie mit in die Küche!“ sprach die Alte. Dort wartete das Abendbrot nach ländlicher Sitte auf ihn und er war auch hungrig. Hausgemachte Wurst hatte Franz lange nicht auf dem Teller gehabt. „Langen Sie nur kräftig zu!“ ermunterte ihn die Frau.

Nach dem Essen bedankte sich Franz bei der Hausherrin und suchte sein Zimmer auf, um sich gründlich zu waschen. „Kommen Sie nachher noch ein bisschen runter zu uns!“ rief ihm die Frau noch nach. „Ja gerne, wenn ich darf!“ antwortete er, schon an der Kammertür angekommen. Die Abendtoilette dauerte heute länger, da sie am Vortage doch etwas zu kurz gekommen war.

Franz stieg danach die schmale Treppe hinab, öffnete vorsichtig die Wohnzimmertür und fragte: „Darf ich?“ „Ja, ja“, antwortete Frau Schubert.



Er nahm in einem Sessel Platz, die Schuberts saßen auf dem Sofa. Auf dem Tisch stand eine Weinflasche und drei Gläser.

„Trinken Sie ein Glas Wein mit uns?“ fragte Schubert. „Ja, gerne!“ „Dann schenken Sie uns bitte ein, mir fällt das etwas schwer und meiner Frau zittern auch schon die Hände!

„Das ist Hagebuttenwein, selbst gemacht, zum Wohl!“ sagte der Alte.

Franz bewunderte die goldgelbe Farbe des Tropfens im Glas und den würzigen, abgerundeten Geschmack, denn ein solches Getränk kannte er noch nicht. Die beiden Männer hatten nach dem Anstoßen das Glas fast bis zur Hälfte geleert, Frau Schubert nahm nur ein wenig zu sich. Es kam ein zögerliches Gespräch in Gang, nach Heimat und Herkunft. Franz hatte dieses Dörfchen in dem er sich jetzt befand mit seinem Heimatdorf verglichen und viele Ähnlichkeiten festgestellt. Er hatte den Zustand der Natur und die Freundlichkeit der Menschen gelobt, obwohl ihm davon noch gar nicht all zuviel widerfahren war.

Im Schein der Kerzen saß es sich recht gemütlich. Als Franz plötzlich auf die Wanduhr schaute sagte er: „Oh Gott, so spät ist es schon, nun muss ich aber wirklich verschwinden Morgen früh sind die Männer aus dem Dorf da und die Materiallieferung könnte auch schon kommen. Da muss ich zeitig los!“ Er bedankte sich noch einmal für die freundliche Bewirtung und suchte seine Kammer auf.

Am nächsten Morgen hatte Frau Schubert das Frühstück bereitet und belegte Brote für den Tag eingepackt.

Franz ging seiner Pflicht, seinem Befehl nach und begab sich zur Anhöhe, von wo aus man die Landstraße am Flüschen einsehen konnte. Die Männer und Jungen aus dem Ort waren schon da. Bald war die Arbeit eingeteilt. Es wurden brauchbare Fichtenstangen geschlagen, zersägt und auf die Vortags markierten Stellen verteilt.

Dabei konnten die beiden alten Männer und die Jungen nur wenig hilfreich sein. Die Hauptarbeit musste er leisten.

Nach dem anstrengenden Tagwerk trat die Mannschaft den Heimweg an. Franz suchte wieder sein Quartier auf und der Ablauf war ähnlich wie am Vorabend. Eine Unterhaltung im Wohnzimmer, ein Gläschen Hagebuttenwein und ab ins Bett.

Von Tag zu Tag wurde die Unterhaltung freundlicher. Franz kam es manchmal so vor, als gehöre er schon lange zur Familie. Und es waren doch erst ein paar Tage. Die beiden alten Leute lebten auf, ohne dass sie es übertrieben zeigten. Nur die Verbitterung, so schien es Franz, hatte nachgelassen. Er erzählte aus seinem Leben, das ja bisher auch nicht gerade leicht gewesen war und hörte aus dem Schicksal der Familie Schubert.

Der einzige Sohn war zu Beginn des Frankreichfeldzuges gefallen. Als dann der Vater Schubert eingezogen wurde, ging es gegen Russland. Eine Granate riss ihm die linke Hand ab. Ein Splitter steckte noch im rechten Oberschenkel. Man hatte wenigstens überlebt und ab in die Heimat. Jahrelang musste die Frau das kleine Anwesen und die Felder allein bewirtschaften. Die Nachbarn halfen so gut es ging, aber jeder hatte ja mit sich selbst zu tun.

Die drei Milchkühe wollten versorgt sein. Auch Ziegen und Schafe verlangte ihr Recht und das Federvieh, standen nicht nach. Die Furchen im Acker mussten gezogen, geeeggt und bestellt werden, sonst gab es im nächstes Jahr nichts zu essen. Da kam niemand der einem was brachte. Eine Kuh vor den Pflug gespannt, quälte sich die Frau oftmals bis zur Dunkelheit allein auf dem Acker. Den Mist aus dem Stall bringen, hinaus aufs Feld fahren, verteilen, einackern, den Boden zart machen und neu bestellen, das war alles nicht so einfach.

Franz hörte diese Erzählungen mit großer Ehrfurcht. Er war harte Arbeit gewöhnt und scheute sich nicht davor. Was diese Frau aber geleistet hatte war unvorstellbar. Dazu das Leid, den einzigen Sohn verloren zuhaben und den Mann verstümmelt zurück zu bekommen.

An einem der nächsten Abende saßen sie wieder bei einem Gläschen Wein zusammen. Frau Schubert verließ das Wohnzimmer, um noch einmal über den Hof zu gehen und zu schauen ob alles zur Zufriedenheit erledigt und die Türen verschlossen waren.

Herr Schubert musste wohl am Verhalten des Quartiergastes gemerkt haben, das irgend etwas anders war als sonst.

Nach einer Weile fragte er: „Gibt es heute was besonderes?“ „Sie haben das Material gebracht für die Panzersperren!“ „Na - und, das wurde doch erwartet; oder?“

„Das schon!“ erwiderte Franz und schwieg eine Weile. Auch Schubert unterbrach die Stille nicht.

„Es kam nicht nur das Material!“ sagte Franz ziemlich niedergeschlagen.

„Es kam auch ein SS-Offizier und bei dem Material waren Panzerfäuste und ein Maschinengewehr!“

„Ich erhielt den Befehl, auf dem Hügel mit der mir zugeteilten Mannschaft Stellung zu beziehen und die Amerikaner anzugreifen! Das ist doch Wahnsinn und so lautete auch mein ursprünglicher Befehl nicht!“

„Was wollen Sie tun?“ fragte der Alte. „Allein werde ich hinauf gehen, ich lasse doch diese Menschen nicht auch noch Hinschlachten, Kinder und alte Männer!“

Wieder war eine ganze weile Stille im Raum. Dann sprach Schubert plötzlich ungewöhnlich laut: „Den Teufel werden

Sie tun! Führen Sie Ihren Befehl aus, bauen sie diese albernen Sperrn und kommen Sie herunter, mit der gesamten Mannschaft! Diese Sperrn sind doch für die Amerikaner sowieso nur ein Grund zum Lachen.“ „Das weiß ich!“ antwortete Franz.

Dieser Abend verlief anders als die Abende zuvor. Als Frau Schubert wieder das Zimmer betrat gab es noch ein gemeinsames, kurzes und belangloses Gespräch. Dann zog sich Franz in seine Kammer zurück und legte sich schlafen.

Am nächsten Morgen nahm Franz, wie all die Tage vorher, das Frühstück ein. Frau Schubert hatte wieder Proviant eingepackt. Als sie Franz das Päckchen übergab, fragte sie: „Seid ihr da oben bald fertig?“ „Ich denke ja, vielleicht heute, spätestens morgen!“.

Beim Abschiedsgruß blickte ihn die alte Frau länger und irgendwie anders an, als in den vergangenen Tagen. Vielleicht spürte sie seine innere Unruhe und die Sorgen, vielleicht wusste sie von ihrem Mann auch mehr. Franz machte sich auf den nun schon gewohnten Weg zum Berg. Der Arbeitsablauf unterschied sich nicht von den anderen Tagen und doch war es nicht das Gleiche. Ohne seine Mannschaft auch nur im geringsten anzutreiben, arbeitete Franz selbst wie besessen. Gab es in den vergangenen Tagen dieses oder jenes Gespräch, auch mal einen Scherz, so kamen heute nur karge Worte über seine Lippen. Das fiel natürlich besonders den älteren Männern auf. Wegen seinem Fleiß, seiner Bescheidenheit und dem kameradschaftlichem Auftreten mochten sie Franz gut leiden.

Heute schien es fast, als wollte er mit der Arbeit Gedanken und Sorgen vertreiben. Am frühen Nachmittag war die Arbeit getan, so gut es eben ging. Das Material war sowieso aufgebraucht. Es hatte dann noch eine kurze Pause nach der Arbeit gegeben, danach schickte Franz seine „Mannschaft“ nach Hause.

Das Kriegsgerät, welches ihm der SS-Offizier vor einigen Tagen brachte, stand getarnt und unberührt in dem Gestrüpp. „Soll werden damit, was will“, dachte Franz.

Er hatte diesen mörderischen Krieg für sich beendet. Was nun kommen würde, was das Schicksal und die Zukunft bereit hielt, wusste niemand. Die Welt rundherum war aus den Fugen geraten.

Die auf dem Koppelschloss eingestanzten und im Feldgottesdienst so oft gehörten Worte „Gott mit uns“ kehrten sich um „Gott sei uns gnädig“. Bei diesen Gedanken hatte ihn die Wirklichkeit wieder.

Er schaute auf das Grundstück der Schuberts und dachte: jetzt aber los. Die Zeit, in der die Gedanken an die letzten Tage an ihm vorübergezogen

waren, kam ihm unendlich lang vor. Dabei waren es tatsächlich nur Minuten. Nun hatte Franz bald das Haus erreicht und trat ohne Zögern ein. Vom Hof kommend traf er mitten im Flur Herrn Schubert. „Und?“ fragte er. „Wir haben die Arbeit zu Ende gebracht und Schluss gemacht. Das Kriegsgerät steht oben im Wald. Die Amerikaner werden es schon finden. Jetzt muss ich weg. Hinter mir die Amerikaner, vielleicht auch noch die SS, irgendwo die Russen und ich mitten drin, na dann Prost Mahlzeit!“

Während Franz diese Worte sagte, hatte ihn der alte Schubert, fast unbemerkt, ins Wohnzimmer geschoben. „Die SS ist lange weg. Ihr solltet da oben nur den Prellbock spielen, damit sie mehr Zeit zum abhauen haben. Die holt nur noch der Teufel ein und der kriegt sie, verlass dich darauf!“

Zum ersten Mal in der Zeit seines Hier seins hatte ihn Schubert mit „Du“ angeredet. Trotz der Dramatik des Augenblicks verwunderte das Franz. Ihr Umgang seit der Einquartierung war zwar von Tag zu Tag besser geworden, diese Entwicklung hatte Franz jedoch nicht erwartet. Erwartet hatte er auch nicht, dass ihm Schubert plötzlich die Hand auf die Schulter legte. Freundschaftlich, ja väterlich sprach er: „Junge, bleib hier. Zieh die Uniform aus, die Zivilsachen unseres Sohnes passen dir bestimmt und wenn die Hosenbeine etwas zu lang sind, kürzt sie Mutter!“ Bei diesen letzten Worten war es Franz nicht nur warm ums Herz, es traten ihm die Tränen in die Augen und er war nicht fähig ein Wort zu sagen. Zum ersten Mal in den Tagen seines hier seins war das Wort „Mutter“ gefallen. Ein Wort, ein Begriff, eine Bezugsperson, die für ihn nie greifbar war. „So schlimm wird es mit den Amerikanern schon nicht werden!“; sprach Schubert weiter. „Wir verstecken dich. Das würde außerdem auch jeder im Dorf für dich tun. Es hat sich schnell herumgesprochen, dass du unsere Leute nicht sinnlos geopfert, sondern einfach nach Hause geschickt und ihnen damit das Leben gerettet hast. Das wird man dir nie vergessen. Jeder versteckt dich hier, wenn es sein muss reihum alle!“ Das wiederholte Schubert noch einmal ausdrücklich

Franz hatte bisher noch kein Wort erwidert. Er wusste im Moment auch gar nicht was er sagen sollte. So sprach Schubert weiter: „Irgendwann ist diese Teufelei endlich vorüber und es gibt wieder normale Zeiten. Nimm die Stelle unseres Sohnes ein. Wir bringen unseren Hof wieder in Schwung, kaufen noch ein paar Stücke Land dazu, dann wird es auch aufwärts gehen und wir haben unser Auskommen. Vielleicht kommt dann noch eine Schwiegertochter ins Haus. Man wird sehen. Nette und fleißige Mädels gibt bei uns auch!“

So hatte Schubert eine geraume Zeit geredet, nicht laut, eher verhalten, einfach aus dem Herzen heraus. Nun herrschte Schweigen.

Schubert setzte sich, nach dem er die ganze Zeit neben Franz gestanden hatte, auf das Sofa. Franz erhob sich langsam und ging bedächtig einige Schritte im Zimmer auf und ab. Dabei starrte er auf den Boden. „Ich kann nicht“, so brach er das Schweigen.

„Es gab Zeiten, da hätten mich diese Worte überglücklich gemacht und ich wäre gerne bei euch geblieben. Jetzt aber geht es nicht mehr!“

Nun begann Franz etwas tiefgreifender, als an den gemeinsamen Abenden im Wohnzimmer, aus seinem Leben zu erzählen. Das Sprechen fiel ihm schwer, die Rührung über Schuberts Worte merkte man ihm an. Schubert schaute regungslos vor sich hin.

Da war das Kleinstädtchen im Talkessel mit dem Wehrmachtsflugplatz, wo er seinen Dienst tat, technische Probleme löste, Technik wartete, dafür sorgte, dass die Maschinen sicher hoch und wieder runter kamen. Da waren die Kameraden, die wie Pech und Schwefel zusammen hielten. Dieser Dienst hatte ihm Spaß gemacht. Man merkte es seinen Worten unverkennbar an. Es schien fast, als würde er ins Schwärmen geraten. Doch bald klang seine Stimme wieder verhalten,

Fast unbemerkt war Frau Schubert ins Zimmer getreten und an der Tür stehen geblieben. Sie hörte schweigend den Worten von Franz zu.

Da waren Ernteeinsätze der Soldaten in den nahegelegenen Dörfern um den Bauern, deren Väter oder Söhne im Krieg waren in dieser arbeitsreichen Zeit des Jahres zu helfen. Diese Erntehilfe machte sehr viel Spaß. Einige Tage, einmal den Kriegsalltag vergessen, ländlich, sittlich leben, in lauen Sommernächten auch mal im Heuschober schlafen, da war die oftmals schwere Arbeit schnell vergessen und da waren Mädchen.

Da gab es ein Dorf, einen Bauernhof und ein Mädel, Anna. Sie bewirtschaftete den Hof, der gut seine Mann ernährte, mit ihren Eltern allein. Einen Sohn gab es nicht.

Der Vater war kriegsuntauglich. Die harte Arbeit, ohne weitere männliche Hilfe, hatte ihm Leistenbrüche eingebracht, auch die Knochen der Mutter hatte sie mürbe gemacht. Die lauen Sommernächte, das friedliche Dorf, junges Volk unter sich, das war nicht ohne Folgen geblieben. Nun wartete das erste Mal in seinem Leben wirklich jemand auf ihn. „Eigentlich sind es ja schon fast zwei, die da warten!“; sprach Franz .

Schubert saß noch immer auf dem Sofa, die Frau stand regungslos an der Tür. Bei den letzten Worten hatte Schubert Franz ins Gesicht gesehen und es war, als nickte er verstehend. Der Blick Schuberts war schon seit geraumer Zeit nicht mehr so starr ins Leere gerichtet. Franz konnte sich gar nicht erinnern, jemals einem Menschen so viel aus seinem Leben erzählt zu haben. Wem auch, warum auch ?

Diese beiden Leute hatten sein Wesen irgendwie verändert, aufgelockert, ihm Wärme vermittelt.

„Ich hoffe sie verstehen mich jetzt, ich kann nicht bleiben, so gerne ich möchte!“. Schubert erhob sich, trat langsam zu Franz ans Fenster und klopfte ihm leicht auf die Schulter. „Ja, das verstehen wir Junge, bist ein anständiger Kerl. Frau Schubert war nun auch aus ihrer Reglosigkeit erwacht und zu ihm herüber gekommen. Sie nahm seine rechte Hand und strich vorsichtig darüber. „Ist sie hübsch, deine Anna?“ „Ich denke ja!“, sprach Franz. „Nun muss ich aber fort, die Amis werden beträchtlich näher gekommen sein. Eile ist geboten, ja, aber nicht unnötigerweise. Du hast deine Entscheidung getroffen und wir werden dir helfen, so gut wir können. Es ist dunkel, da machen sie sowieso Pause und verschanzen sich. Das Dorf werden sie erst morgen früh einnehmen, wenn es Tag ist. Aber es ist schon besser, wenn du weit genug weg bist!“

Frau Schubert war während der Worte ihres Mannes zur Stubentür gegangen und deutete nun Franz, ihr zu folgen. „Komm, wir wollen hinauf gehen und passende Kleidung heraussuchen!“ sagte sie. Er folgte ihr ohne zu zögern.

In der Kammer, die er seit Tagen bewohnt hatte, öffnete die Frau den Kleiderschrank. Darin befanden sich die Kleidungsstücke ihres gefallenen Sohnes. Franz bemerkte, wie sie zärtlich über die Sachen strich. Es waren keine Kleidungsstücke von „Feinster Art“, eben ländlich üblich, teilweise auch schon abgetragen und geflickt aber alles sauber und ordentlich. Aus einem Fach nahm Frau Schubert Unterwäsche und Strümpfe, legte alles auf einen Stuhl. „Erst mal das!“ sagte sie. „Wir werden das Gleiche zum wechseln in den Rucksack packen. Hier ist ein Pullover aus Schafwolle, den habe ich selbst gestrickt. Heute kann ich das nicht mehr, die Finger sind zu steif!“ Dann nahm sie eine Manchesterhose und die grüne Joppe aus dem Schrank und legte die Sachen aufs Bett. „Deine Uniform lass hier oben, wir tun sie dann weg. Ich will schauen, ob der Alte den Rucksack aus dem Keller geholt hat!“ Mit diesen Worten schloss sie die Kammertür hinter sich und stieg die schmale Treppe hinab.

Schnell hatte Franz die Uniform abgelegt, alles auf den Stuhl gepackt, sich noch ein wenig frisch gemacht und die Kleidungsstücke, die Frau Schubert ihm zurecht gelegt hatte, angezogen. Dabei dachte er: „Diese beiden Menschen sorgen sich um mich, wie sonst niemand.“ Und es wurde ihm abermals warm ums Herz. Als Franz die Kammertür öffnete um die Treppe zum Hausflur hinunter zu steigen, schaute er noch einmal zurück in das kleine Zimmer. Es war, als wollte eine Stimme in ihm sagen: Hier hätte ich mich auch wohl fühlen können. Schnell löschte er das Licht und schloss die Tür.